

Frauenwohnprojekte

Anders leben als gewohnt

Gabriele Gerngroß-Haas

Zusammenfassung

Immer mehr Frauen wollen nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit anderen Frauen leben. Sie machen sich auf den Weg, suchen nach anderen Interessierten und entwickeln in einem mitunter längeren Prozess eine gemeinschaftliche Wohnform. Die Fachszene hat hierfür den Begriff „selbstorganisierte Frauenwohnprojekte“ geprägt. Der Artikel geht auf die Hintergründe dieses aktuellen gesellschaftlichen Phänomens ein, gibt einen Einblick in die Vielfalt der Projekte, skizziert die Motive der beteiligten Frauen, schildert auf der Basis von Intensivinterviews mit Bewohnerinnen Chancen und Probleme einer solchen Wohnform und beschreibt einige notwendige Schritte auf dem Weg zum Projekt. Abschließend wird die Rolle der Professionellen, insbesondere die der Sozialen Arbeit, bei selbstorganisierten Frauenwohnprojekten beleuchtet.

Abstract

More and more women wish – instead of living alone – to live together with other women. They look for those who are equally interested and create in a sometimes longer process a common way of living. Among experts this is called „selbstorganisierte Frauenwohnprojekte“ (self-organized residential projects for women). The article reflects the background of this current social phenomenon, shows the variety of the existing projects, outlines the motivation of these women on the basis of interviews with inhabitants. It further describes chances and problems of such a way of living and gives an account of some necessary steps on the way to realize such project. Finally the role of the professionals, particularly professionals of social work, is illustrated with regard to self-organized projects by women.

Schlüsselwörter

Frau - Wohnverhältnisse - Lebensqualität - Projekt - Selbsthilfe - Motivation - Soziale Arbeit

Das Phänomen und seine Hintergründe

Selbstorganisierte, gemeinschaftliche, teilweise auch Generationen übergreifende Wohnprojekte sind momentan recht aktuell. In den populären sowie in den Fachmedien wird immer wieder davon berichtet, im Kreise interessierter Menschen immer wieder darüber diskutiert. Eine Reihe von Projekten ist seit kurzem bezogen, einige entstehen und andere sind gerade angedacht. Diese Wohnprojekte betonen einerseits

die Selbstbestimmung und Selbstgestaltung der Beteiligten sowie andererseits die ganz bewusste Gemeinschaftsorientierung. Besonders interessant ist, dass in diesem Rahmen viele frauenspezifische Projekte entstehen, Wohnprojekte, die von Frauen gemeinsam mit anderen Frauen und (ausschließlich) für Frauen entwickelt werden.

Diesem Trend mögen verschiedene Ursachen zu Grunde liegen: Spätestens ab der Lebensmitte sind Frauen damit konfrontiert, dass sie wahrscheinlich, selbst wenn sie momentan (noch) in einer Partnerschaft leben, im Alter allein leben werden. Dies liegt an der höheren Lebenserwartung der Frauen und an der Tatsache, dass sie oftmals ältere Partner wählen. Eine Reihe von Frauen hat bereits in den mittleren Jahren Erfahrungen gemacht, die sie dazu führen, die vor ihnen liegenden Jahre bewusst ohne männliche Partner beziehungsweise frauenbezogen gestalten zu wollen. Einige Frauen haben sich in ihrem bisherigen Leben nicht an Männer gebunden und wollen dies auch in den kommenden Jahren nicht tun.

Hinzu kommt, dass Frauen offenbar interessierter und fähiger sind, sich auf alternative Wohnformen bewusst einzulassen und sie als eine ganz besondere Herausforderung in der Lebensgestaltung der vor ihnen liegenden Jahre zu sehen. Für diese Annahme spricht, dass manche Wohnprojekte, die zunächst offen für Frauen und Männer geplant waren, nun von Frauen bewohnt werden, da sich Männer nicht zum Einzug entschließen konnten.

Als Probleme, die durch die neuen Frauenwohnprojekte überwunden werden sollen, werden in den Projektkonzeptionen unter anderem genannt: zunehmende Vereinzelung, Isolierung und Vereinsamung allein stehender Frauen, Einsamkeit im Alter; die Lebensform der Kernfamilie (Eltern mit Kindern) wird aus verschiedenen Gründen abgelehnt, häufig trägt sie auch nicht mehr durch ein ganzes Leben. Weitere Problempunkte sind: fehlende Hilfsbereitschaft und mangelnde Kontakte in der Nachbarschaft, Schwierigkeit beim allein Leben, Hilfe im Krankheitsfall zu organisieren, notwendige Unterstützung allein erziehender Mütter, die nur schwer eine bezahlbare Wohnung finden. Andererseits haben Frauen im Ruhestand einen großen Schatz an Kompetenzen und Erfahrungswissen, der meist nicht mehr genutzt wird.

Demzufolge streben die Frauenwohnprojekte an: Wahlverwandtschaft als neuen Typus von Sozialbindung, soziale Verantwortung für die Mitbewohnerinnen und Beziehungsgeflechte gegenseitiger Unterstützung, Solidarität und Verbindlichkeit, Autonomie

und Selbstorganisation, Vermischung der Lebensbereiche Arbeiten-Wohnen-Freizeit, ein neues positives Rollenverständnis älterer Frauen. Sie können damit als Wegbereitende einer neuen Frauenkultur angesehen werden. Oft wird in den Konzeptionen auf das Vorbild der mittelalterlichen Beginen Bezug genommen. Die Beginen des Mittelalters waren spirituell unabhängige und wirtschaftlich selbstständige Frauen, die gemeinschaftlich in Beginenhäusern oder -höfen lebten und in unterschiedlichen Berufen tätig waren.

Das Spektrum der Projekte

Die Formen gemeinschaftlicher Frauenwohnprojekte sind recht unterschiedlich. Es gibt diejenigen, die von Frauen gemeinsam mit anderen Frauen, für sie selbst und andere initiiert, geplant, entwickelt und umgesetzt wurden, also selbstinitiierte oder selbstorganisierte Projekte. Daneben gibt es Modelle, die von „Profis der Sozialszene“, Trägern oder Institutionen für Frauen in besonderen Lebenslagen oder mit besonderem Hilfebedarf entwickelt wurden, zum Beispiel für wohnungslose Frauen, Frauen mit Gewalterfahrung, für Migrantinnen, Aussiedlerinnen, behinderte, hilfe- oder pflegebedürftige Frauen (Beispiel: Atrium-Haus in Espelkamp). Weitere dieser fremdinitiierten Projekte haben ihre Ursprung bei den „Profis der Architekturszene“. Im Rahmen von Architekturwettbewerben oder Bauausstellungen werden beispielsweise Projekte frauengerechter Stadt- und Wohnungsbauplanung entwickelt. Auch diese, für Frauen geplant und umgesetzt, werden als Frauenwohnprojekte bezeichnet. Ich möchte mich jedoch auf die selbstinitiierten, selbstorganisierten, gemeinschaftlichen Frauenwohnprojekte konzentrieren, die ich als Frauenwohnprojekte im eigentlichen Sinne verstehe.

Hierbei gibt es Einrichtungen, in denen die Bewohnerinnen zwar ihr eigenes Zimmer haben, aber eine gemeinsame Küche und ein gemeinsames Bad miteinander teilen (Wohngemeinschaften). Und es gibt die nach meiner Einschätzung weitaus häufigere Form, in der die einzelnen Bewohnerinnen ihre abgeschlossene Wohnung haben, aber in einem Haus zusammenleben, also eine Hausgemeinschaft gegründet haben. Es ist sicher nicht möglich, eine Typologie der Frauenwohnprojekte aufzustellen, da sie alle sehr unterschiedlich und einzigartig sind. Voneinander unterscheiden lassen sich aber:

▲ Hausgemeinschaften älterer Frauen, wie zum Beispiel das Wohnprojekt „Nachbarschaftlich leben für Frauen im Alter“ in München-Pasing; hier leben seit Februar 1997 acht Frauen im Alter von derzeit 65 bis 82 Jahren;

Hundertfünfzigtausend – Diese Zahl lässt einen so schnell nicht los. Nein, nicht die mehr als 150.000 Toten der Tsunami-Katastrophe in Südostasien sind gemeint. Jeffrey Sachs, der Leiter des Millennium-Programms der Vereinten Nationen, wies vor wenigen Wochen darauf hin, dass in Afrika monatlich 150.000 Kinder an Malaria sterben. Von diesen toten Kindern gehen keine spektakulären, aufrüttelnden Bilder über die Bildschirme und folglich gibt es keine vergleichbare Spendenbereitschaft. Das ist für uns in den wohlhabenden Länder umso beschämender, als es für Malaria einen wirksamen Schutz und Behandlungsmöglichkeiten gibt. Die UNO-Fachleute sagen, dass ein Erfolg über Malaria nur zwei bis drei Dollar je Einwohner der reicheren Staaten kosten würde.

Über 516 Millionen Euro haben allein die Deutschen für die Opfer der Naturkatastrophe in Asien gespendet; das sind durchschnittlich 6,30 Euro je Einwohner. Andere Länder waren sogar noch großzügiger: Die Schweizer gaben jeweils 23 Euro, die Norweger 15,90 Euro und die Niederländer 10,70 Euro. Diese Welle der Hilfsbereitschaft wurde mit Recht viel gelobt. Erstaunt registrierten zahlreiche Kommentatoren, zu welchen finanziellen Zusatzleistungen die Deutschen in der Lage sind, obwohl es ihnen wirtschaftlich doch angeblich so schlecht geht.

Die – sichtbar gemachte – Not der Tsunami-Opfer hat uns Wohlhabenden die Sicht auf die eigene Lage zurechtgerückt, zumindest zeitweise. Was wäre erst, wenn die täglich zu Tausenden an Malaria sterbenden Kinder mit ähnlicher Bildermacht in unsere Wohnzimmer drängen würden – und sie stehen nur stellvertretend für die vielen anderen im Schatten der internationalen Aufmerksamkeit Leidenden. Bilder bauen Brücken des Mitgefühls. Wo Bilder fehlen, fehlt das Mitgefühl. Das darf nicht unser letztes Wort bleiben.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

- ▲ Generationen übergreifende Projekte, in denen ältere Frauen und allein erziehende Mütter mit ihren Kindern leben (Beispiel: Frauenwohnprojekt des Vereins Offensives Altern in Berlin-Neukölln; hier leben seit Mai 1999 26 Frauen im Alter von derzeit 30 bis 77 Jahren mit 15 Kindern bis zu 18 Jahren);
- ▲ Beginenhöfe, in denen Wohnen und Arbeiten miteinander verbunden werden sollen (Beispiel: Beginenhof Lieselotte in Tännich/Thüringen, der seit 1999 von gegenwärtig dreizehn Frauen im Alter von 28 bis 65 Jahren bewohnt und betrieben wird).

Die Projekte unterscheiden sich häufig hinsichtlich der Anzahl der Bewohnerinnen. Das Wohnprojekt der Sappho Frauenwohnstift in Wüstenbirkach (Unterfranken/Bayern) besteht seit 1986. Hier wohnen gegenwärtig fünf Frauen im Alter von derzeit 53 bis 72 Jahren. Im Bremer Beginenhof-Modell, einem Wohn- und Wirtschaftprojekt für Frauen, leben seit Mai 2001 70 Frauen und 28 Kinder. Frauenwohnprojekte unterscheiden sich weiter im Hinblick auf die „Zielgruppe“ der Bewohnerinnen. Bei selbst initiierten Projekten sind dies ältere Frauen, die bereits im Ruhestand sind, jüngere oder Frauen mittleren Alters, häufig noch berufstätig, allein erziehende Frauen mit Kindern oder lesbische Frauen. Einige Projekte werden Generationen übergreifend, einige altershomogen bewohnt.

Äußerst verschieden sind auch die finanziell-rechtlichen Konstruktionen. Die Bewohnerinnen können Mieterinnen sein, zum Teil von (öffentlich bezuschussten) Sozialwohnungen, zum Teil als Mitglied einer Genossenschaft, oder Eigentümerinnen, teilweise Stifterinnen. So verfolgt die Beginenstiftung Tübingen das „Stiftungsmodell“. Sie wurde im Oktober 2003 von einer Initiatorin mit mehreren Zustifterinnen und Spenderinnen gegründet. Als Stiftungszweck ist hier unter anderem der Bau eines Beginenhauses für gemeinschaftliches Wohnen von Singlefrauen und allein Erziehenden jeden Alters vorgesehen.

Motive der beteiligten Frauen

Im Rahmen einer qualitativen Studie besuchte ich verschiedene Projekte und führte Intensivinterviews (mit Tonbandaufzeichnung) mit ihren Bewohnerinnen. Um die Sichtweise und Gründe der beteiligten Frauen zu verdeutlichen, sollen einige Passagen aus diesen Gesprächen zitiert werden: Zunächst eine Bewohnerin des Wohnprojekts der Wabe im Generationenhaus Stuttgart Heslach, in dem seit August 2001 fünf Frauen im Alter von derzeit 31 bis 70 Jahren leben: „Ich bin ledig geblieben, und als ich auf die 60 zugeing, merkte ich, ich hatte für mich überhaupt keine Perspektive nach der Berufstätigkeit entwi-

ckelt. Dann hab ich mich umgehört, was gibt's für Möglichkeiten. Und da war's mir vollkommen klar, irgendwo alleine zu wohnen und anonym anzufangen, das will ich nicht. Ich möchte mit anderen Menschen zusammen leben, dass man sich gegenseitig unterstützt, sich gegenseitig hilft, aber jeder hat seine eigenen vier Wände. Und mir war vor allem auch sehr wichtig, dass ich früh genug in so ein Wohnprojekt ziehe, um die Chance zu haben, mit anderen zusammen älter zu werden. Denn jedes Jahr, das man zusammen gelebt hat, verbindet.“

Zwei weitere Stimmen, die den Wunsch nach einer Perspektive fürs Alter nach dem Motto „nicht allein und nicht ins Heim“ (Osterland 2000) betonen: „Die Idee kam von meiner Lebenssituation her: nämlich, dass ich allein lebend bin, dass ich das unheimlich gerne tue, dass ich mich nicht langweile, dass ich nicht einsam bin, bin ich alles nicht. Und dennoch weiß ich, ich kann das im Alter nicht fortsetzen. Und ich weiß ja auch, dass das Leben in so einem Projekt schön ist, einfach von den Projekten her, die ich kenne.“ „Da hatten wir gesagt, nein, also das wollen wir mal nicht, in einem Altersheim an den Stadtrand geschoben werden, und also nur unter alten Menschen leben, das wollen wir nicht. Und dann kam so allmählich der Gedanke mit dem Generationen übergreifenden. Hoffnungen waren die, dass ich mit gleich Gesinnten mal zusammen alt werden kann und eben auch mit Jüngeren, mit Lebendigem um mich herum.“

Um gegenseitige Hilfe und Unterstützung ging es auch bei einer allein erziehenden Mutter. Sie schloss sich einer Gruppe an, die ein Frauenwohnprojekt für Ältere und allein Erziehende vorbereitete: „Wir sind dann zu einer Versammlung gekommen, wo das Konzept noch mal erklärt wurde, dieses Generations-übergreifende, was ja hier der Schwerpunkt ist. Und dann war für mich ganz klar, man muss auch mal ein bisschen aus seiner eigenen Problematik raus, nur allein Erziehende, da kann man sich ganz schnell verrennen. Es ging darum, in der Großstadt fehlende Familienstrukturen zu ersetzen. Und das war so'n Satz, der mich bewogen hat, zu sagen, ja, das kann ich mir gut vorstellen. Das ist das geniale Konzept und Projekt.“ Einige Frauen sehen ihr in der Tradition der Beginen stehendes Projekt nicht nur als Wohn-, sondern als politisches Projekt: „Die einen wollen eben nur wohnen und machen dann noch so ein bisschen was zusammen, während wir ja ein ziemlich ehrgeiziges Projekt sind. Bei uns ist der Schwerpunkt Wohnen und Arbeiten. Für uns ist der Punkt, dass wir Arbeitsplätze schaffen, dass wir selbstständig und unabhängig sind und unser Le-

ben selbst gestalten können ... Also ich wollte anders leben, als es diese Welt mir geboten hat, mit hoch interessierten, selbstständigen, selbstbewussten Frauen zusammen.“

Aus der breiten Palette der von mir erhobenen Motive, Erwartungen und Hoffnungen der befragten Frauen lässt sich herauskristalisieren, was diese neue Wohnform letztlich ausmacht, was sie von dem bisher üblichen unterscheidet und was das Besondere und Neue an ihr ist. Die Frauen wollen:

- ▲ nicht allein und anonym im Mietshaus wohnen;
- ▲ kein speziell für ältere Menschen Betreutes Wohnen oder ein Heim;
- ▲ nicht mit ihren erwachsenen Kindern zusammen wohnen;
- ▲ mehr als die übliche nachbarschaftliche Beziehung;
- ▲ keine Wohngemeinschaft und nicht zu dicht aufeinander hocken;
- ▲ sich in die eigene Wohnung zurückziehen können, bei sich sein und Distanz haben können;
- ▲ ein eigenes Leben führen und doch nicht allein sein (*Eigenständigkeit in Geborgenheit*);
- ▲ in Gemeinschaft wohnen, mit anderen Menschen zusammen leben, Nähe und Möglichkeit der Ansprache haben;
- ▲ eine gemeinsame, verbindende Idee;
- ▲ gegenseitige Hilfe und Unterstützung, wenn sie notwendig werden;
- ▲ gemeinsame Unternehmungen, wenn gewünscht;
- ▲ eventuell gemeinsames Wohnen und Arbeiten;
- ▲ in einigen Projekten Besitz und Vermögen in Frauenhänden erhalten und
- ▲ selbstverantwortlich diese Wohn- und Lebensform mitgestalten.

Die Projekte aus der Innenansicht

„Gemeinschaft“ ist ein zentraler Punkt der Frauenwohnprojekte. In den Konzeptionen und Zielvorstellungen des Zusammenlebens tauchen immer wieder Formulierungen auf wie: Gemeinschaft bilden, Gemeinschaft, Kommunikation und Miteinander ermöglichen, gemeinsam wohnen und leben, gemeinschaftliches Wohnen in einer solidarischen Hausgemeinschaft, Gemeinschaft der gegenseitigen Hilfeleistung in allen Lebenslagen.

Aus meinen Interviews lässt sich schließen, dass der Begriff „Gemeinschaft“ sehr weit gefächert ist und der persönlichen Interpretation breiten Spielraum lässt. Wird hier im Prozess der Gruppenbildung und Projektentwicklung nicht ausreichend geklärt und ausgehandelt, was jede einzelne Frau darunter versteht, welche Wünsche und Erwartungen sie diesbezüglich an das Projekt hat, und ob diese Wünsche

mit denen der anderen Frauen und mit dem Konzept zusammenpassen, sind spätere Enttäuschungen und Schwierigkeiten in der Praxis vorprogrammiert.

Eine Reihe der Frauen verbindet mit Gemeinschaft offenbar zunächst Geselligkeit, Unternehmungen, Zusammensein, (kleine und große) Feste feiern, gemeinsame Spiele, sportliche oder kulturelle Aktivitäten. Wenngleich gemeinschaftliche Unternehmungen in den Projekten gepflegt und positiv erlebt werden, sind die Vorstellungen bezüglich des erwünschten Ausmaßes dieser Art von Gemeinschaft bei den beteiligten Frauen in der Praxis recht unterschiedlich und führen immer wieder auch zu enttäuschten Erwartungen. Gemeinschaft ist noch mehr als Geselligkeit: Weitaus ähnlicher sind die Erwartungen und die Zufriedenheit offenbar im Hinblick auf die konkret zu leistende Hilfe und Unterstützung, wenn sie nötig werden. Hier geht es um das Erbringen kleiner Gefälligkeiten, wie der Nachbarin etwas vom Einkaufen mitzubringen, oder darum, dass man sich um die kranke Mitbewohnerin kümmert oder kurzfristig jemand zur Kinderbetreuung finden kann.

„Die persönliche Hilfe, das finde ich etwas sehr Positives“ ist deshalb eine charakteristische Aussage von Bewohnerinnen der von mir besuchten Frauenwohnprojekte. „Einfach das Wissen, dass Hilfe da ist, wenn ich sie brauche“ – dies wird als besonderes Positivum der Projekte erlebt und trägt zu einem Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit bei.

Auf der einen Seite gibt es viele positive Dinge, große und kleine, alltägliche und nicht alltägliche, wie gemeinsame Feste und Unternehmungen, wie konkrete Hilfe bei Bedarf, wie Begleitung im Krankheitsfall und auch beim Sterben. Und zum Beispiel aus der Perspektive einer älteren Bewohnerin in einem Generationen übergreifenden Projekt auch die Freude über „die Kinder, die man heranwachsen sieht. Die drei, die hier geboren sind, die sind jetzt schon so selbstständig. Also das ist unwahrscheinlich schön, das möchte ich nicht missen.“

Auch das Bedürfnis nach Rückzug und Distanz ist in den Projekten gut lebbar und wird von den Frauen positiv hervorgehoben: „Also ich liebe die Gemeinschaft, aber ich mach wahnsinnig gerne auch mal die Türe zu“ ist wieder so eine charakteristische Aussage. Im Gegensatz zu den wohl eher unterschiedlichen Bedürfnissen der beteiligten Frauen nach Kontakt, nach gemeinsamen Unternehmungen, nach Nähe und Gemeinschaftlichkeit innerhalb der Wohnprojekte scheint das Bedürfnis nach Rückzug und Distanz in den Projekten unter der Rahmenbedingung der eigenen Wohnung und der „abschließba-

ren Tür“ gut lebbar zu sein. Es hatte auch bei den Erwartungen der Frauen vor dem Einzug und somit in der Planung oftmals eine wichtige Rolle gespielt.

Die geschilderten Faktoren hatten sich die Frauen von dem Einzug in das Wohnprojekt erhofft, und es gehört zu den eindeutigen Pluspunkten, dass sie im Projekt verwirklichen können. Aber es gibt doch auch immer wieder Reibereien und Meinungsverschiedenheiten, Konflikte und „Kleinigkeiten im Alltag“, die „kleinen Unebenheiten“, die, können sie nicht adäquat bearbeitet werden, das Zusammenleben schwierig machen. Hier haben die Frauen als Teil einer Gruppe einen manchmal mühsamen, aber notwendigen Weg der Aushandlung und des sozialen Lernens vor sich. Dass dies nicht gegen die Projekte spricht, sondern einfach dazu gehört – diese Meinung wurde von allen meinen Gesprächspartnerinnen geteilt. Mit den Worten einer Bewohnerin: *„Ich meine, andere Berufe oder Ausbildungen müssen auch erlernt werden und das Zusammenleben auch. Mit eigenwilligen, selbstbestimmten Frauen zusammen zu leben, das ist manchmal nicht so einfach. Da müssen wir lernen, trotz aller Unterschiede miteinander auszukommen.“*

Zusammenleben und -arbeiten ist generell nicht so einfach, wie man in den unterschiedlichsten „traditionellen“ Konstellationen beobachten kann, zum Beispiel am Arbeitsplatz oder in der Familie. Zudem sind die Bewohnerinnen der Frauenwohnprojekte oft besonders selbstständige, selbstbewusste, eigenwillige Frauen. Wie eine andere Projektfrau dies formuliert: *„Was mir eben auch sehr gut gefällt, ist, dass hier Frauen sind, die schon sehr viel gelebt und erlebt haben und darum einen ziemlich selbstbewussten Stand dessen haben, was sie möchten und was sie nicht möchten. Das gefällt mir schon mal.“*

Das ist die eine Seite der Medaille. Und die andere ist: Wenn bei aller Unterschiedlichkeit der beteiligten Frauen das Zusammenleben auf Anhieb ohne Konflikte klappen würde, dann wäre dies eher die überraschende Ausnahme. Konkrete Konfliktpunkte sind zum Beispiel in einem Generationen übergreifenden Projekt die unterschiedlichen Vorstellungen bezüglich Sauberkeit, Ordnung, Einrichtung, Ästhetik, Kindererziehung und Lärm zwischen den älteren und den jüngeren, allein erziehenden Frauen. Aber auch ohne Generationenunterschiede innerhalb eines Projekts gibt es immer wieder Ursachen für Konflikte, wie sonst im menschlichen Zusammenleben auch. Diese reichen von kleinen Meinungsverschiedenheiten, wie oder wann eine bestimmte Gartenarbeit zu erledigen ist, bis hin zu großen Gefühlstur-

bulenzen und „Eifersuchtsgeschichten“, und dies nicht nur bei lesbischen Frauen.

Wird der Weg der Aufarbeitung von Reibereien und Konflikten nur zögerlich oder gar nicht beschritten, dann kann es zu der Situation kommen, dass (zumindest zunächst) die Gemeinsamkeiten und gemeinschaftlichen Unternehmungen immer mehr verschwinden und einige der Bewohnerinnen enttäuscht auf ihren Erwartungen sitzen bleiben.

Die Gruppe als Wohnverbund ganz unterschiedlicher Frauen muss sich konstituieren und entwickeln, ihre Form finden. Dazu gehören individuelle Lernprozesse, aber auch Regeln und Absprachen. Unterstützung bei diesem Prozess der individuellen und der Gruppenentwicklung kann hilfreich, manchmal notwendig sein – so haben dies viele meiner Gesprächspartnerinnen gesehen: *„Wir bräuchten wirklich 'ne begleitende Supervision, 'ne regelmäßige. Wir machen dann immer mal Supervision, manchmal ein Wochenende. Das ist dann auch toll, da gibt's tolle Gespräche. Und dann stehen alle auf und sagen, boh, war das toll, aber es wird dann nichts umgesetzt, weil es nicht weiter geht.“* *„Ich würde sagen, dass grundsätzlich so'n Projekt nicht laufen kann ohne Supervision oder Mediation. Ich weiß das auch von anderen Projekten, die auch an diesen Punkt gekommen sind. Wir treffen uns ja alle zwei Monate mit dem Dachverband ‚Forum für gemeinschaftliches Wohnen‘, und da tauschen wir ja auch Erfahrungen aus. Und da ist eigentlich die einheitliche Meinung, Supervision muss begleitend sein oder Mediation, also irgend 'ne Begleitung.“*

Wege zum Projekt

Ganz am Anfang des Projekts stehen einzelne Frauen und ihr Wunsch, anders als gewohnt in Gemeinschaft mit anderen Frauen zu wohnen (und zu arbeiten). Unterschiedliche Wege können von der einzelnen Frau zur Gruppe, die gemeinsam das Projekt vorbereitet und realisiert, führen. Einige der Frauen ergreifen (ganz allein) die Initiative und suchen Mitstreiterinnen für eine neue Wohn- und Lebensform, eventuell über eine Annonce oder Berichte in der Tagespresse (Beispiel: Beginnstiftung Tübingen). Häufig ist es auch so, dass sich Interessentinnen bei einer Veranstaltung, zum Beispiel im Rahmen von Bildungsangeboten (für ältere Menschen) oder bei einer Initiative im Frauenzentrum, kennen lernen und im Anschluss eine Gruppe gründen, die die Idee zum Projekt weiterentwickelt und gemeinsam an der Umsetzung arbeitet (Beispiele: Wohnprojekt Nachbarschaftlich leben für Frauen im Alter in München-Pasing oder Frauenwohnprojekt des Vereins Offensives

Altern in Berlin-Neukölln). Eine weitere Möglichkeit ist, sich einem bereits bestehenden Verein zur Verwirklichung alternativer Wohnformen oder einem in Entwicklung befindlichen (oder bereits fertigen) Projekt anzuschließen (Beispiel: Wohnprojekt der Wabe im Generationenhaus Stuttgart-Heslach).

Es gibt große Unterschiede, wie lange die Vorbereitungszeit von der ersten Idee bis zum Einzug dauern kann. Beim Projekt in München-Pasing vergingen rund elf bis zwölf Jahre vom ersten Kennenlernen der Frauen bis zum Einzug in das neue Gebäude. In einer Bestandsaufnahme aktueller Frauenwohnprojekte in Deutschland werden als Umsetzungszeiträume bei Neubau vier bis sechs Jahre genannt (Rebe 2002). Sich gut kennen lernen, die gegenseitigen Erwartungen insbesondere auch bezüglich der Gemeinschaft und der Gemeinschaftlichkeit besprechen und klären, gemeinsame Ziele entwickeln, am Konzept des Projekts arbeiten und dies möglichst früh auch schriftlich festhalten, dies sind Aufgaben, die sich in der Vorbereitungsphase stellen.

Die Erfahrungen der Frauen aus der Vorbereitungsphase lassen sich dahin gehend interpretieren: Es ist wichtig und hilfreich, sich vor Projektbeginn so gut wie möglich kennen zu lernen. Aber dies ist keine Garantie, dass die Gruppe in dieser Konstellation zusammenbleibt, und dass das Projekt auf der gemeinsam erarbeiteten Basis gut funktioniert. Die Frauen müssen sich darauf einstellen, dass einige Mitbewohnerinnen den Prozess des Kennenlernens, aus welchen Gründen auch immer, nicht mitmachen können. Es wird Wechsel in der Gruppe geben, und neue Frauen werden hinzu kommen. Deshalb sind die Fähigkeiten gefragt, offen für Neues zu sein, tolerant miteinander umzugehen, kompromissbereit zu sein. Mit den Worten einer Bewohnerin: „*Toleranz, Offenheit und Vertrauen. Das müsste eigentlich über jedem Projekt stehen. Und das Wichtigste ist eben Toleranz, denn wir sind alle unterschiedlich, und da müssen wir uns respektieren, wie wir sind.*“

Weitere Erfahrungen sind, dass die Gründung eines Vereins wichtig und hilfreich sein kann, damit die Frauen ihre Interessen und die des Projekts im Entstehen deutlich nach außen hin vertreten und so auch Ernsthaftigkeit und Verlässlichkeit vermitteln können. Hinter vielen Projekten steht ein gemeinnütziger Verein oder ein Förderverein. Weiter ist es wichtig, die Rechts- und Trägerform (wie Stiftung, Genossenschaft, Baugemeinschaft) vorher zu klären und abzusichern. Unabhängig von der Rechts- und Trägerform ist eine Vielzahl weiterer Dinge während des Planungsprozesses zu bedenken und zu entschei-

den: es muss ein Grundstück gefunden – oft eine besonders schwierige Aufgabe – und entschieden werden, ob sich dieses für das Projekt eignet; häufig sind Behörden oder kommunalpolitische Gremien dafür zu gewinnen, dass die Gruppe den Zuschlag für das Grundstück bekommt; es müssen Informationen über Fördermittel, über die Modalitäten der Antragstellung eingeholt werden; es geht um ein Haus, das heißt ein bereits bestehendes Gebäude muss umgebaut oder ein neues errichtet werden, hier ist dann ein (Bau-)Träger zu finden, es ist mit Architektinnen oder Architekten zu kooperieren, bei der Grundrissgestaltung mitzusprechen, mitzuplanen; in diesem Rahmen ist auch immer wieder mit außen stehenden Stellen und Akteuren zu verhandeln.

Eine Fülle von Dingen, mit denen sich die meisten Projektfrauen vorher kaum befasst hatten. Sachkenntnisse aus verschiedensten Bereichen sind vonnöten. Deshalb wird auch geraten, sich so viel wie möglich kompetente Beratung vorab und im Prozess (im Hinblick auf rechtliche, finanzielle oder bauliche Fragen) zu holen. Empfohlen wird, bestehende Wohnprojekte zu besuchen und sich nach Möglichkeit auch dort über die Wege und zu vermeidende Umwege beraten zu lassen, ebenso wie sich an einschlägige Professionelle, Beratungs- und Anlaufstellen zu wenden, wie den bundesweiten Verein „Forum gemeinschaftliches Wohnen“.

Zur Rolle der Professionellen der Sozialen Arbeit

Bislang war in erster Linie von den Frauen die Rede, die mit bewundernswertem Engagement persönliches und gesellschaftspolitisches Neuland betreten und sich für die Schaffung neuer selbstorganisierter Wohn- und Lebensformen einsetzen. Welche Rollen und Funktionen kommen in diesem Prozess den Professionellen, insbesondere der Sozialen Arbeit zu? Ich sehe hier verschiedene Ansatzpunkte. Wie bereits geschildert, war externe Begleitung der Gruppe (in der Vorbereitungsphase und beim Zusammenleben) in Form von Moderation, Supervision oder Mediation ein Thema, das in den Gesprächen mit den beteiligten Frauen immer wieder auftauchte und breiten Raum einnahm: Sei es, dass von positiven Erfahrungen mit der gruppendynamischen Begleitung berichtet wurde, sei es, dass einige Gruppenmitglieder sich Supervision wünschten, einige dies aber (noch) nicht wollten oder dass beklagt wurde, dass die Begleitung durch Supervision nicht kontinuierlich genug stattfände. Sinnvoll und hilfreich kann die externe Begleitung des Gruppenprozesses aus folgenden Anlässen sein:

▲ in der Vorbereitungsphase als Moderation, damit alle Frauen mit ihren Interessen und Bedürfnissen gleichermaßen zum Zuge kommen und nicht dadurch, dass einzelne Frauen vielleicht weniger geübt im Reden oder zurückhaltender sind, große Ungleichgewichte entstehen: „*Es ist gut, wenn man sich durch eine Moderatorin begleiten lässt. Das ist wirklich sehr hilfreich, das möchte ich auch für die Gründungsgruppe haben, weil es schon da wichtig ist, dass keine Frau untergebuttert wird.*“;

▲ um in der Vorbereitungsphase sich und die anderen besser kennen zu lernen und den Gruppenfindungsprozess zu unterstützen. Über die Supervision, die die Frauen eines Wohnprojektes vor dem Einzug machten, wird berichtet: „Die Gruppenmitglieder sollten lernen, das Verhalten der anderen besser einzuschätzen und besser zu deuten, aber auch ihre eigenen Grenzen und Unzulänglichkeiten kennenzulernen, zu verstehen und zuzugeben. Ziel war dabei nicht, sich zu ändern, sondern den anderen und sich selbst annehmen zu können“ (Henckmann 1998, S. 53). Und mit den Worten einer Bewohnerin: „*Ich fand das sehr, sehr wohltuend, dass ich wirklich auch in der Gruppe das Gefühl hatte, ich konnte offen über meine Ängste oder über das, was mich bewegt, reden, weil jemand da war, der, wenn die anderen aufgebracht gewesen wären, das alles hätte regeln können.*“;

▲ bei der Bearbeitung von heiklen oder tabuisierten Themenbereichen, die für das Zusammenleben wichtig werden, wie Hilfe annehmen und geben sowie die Auseinandersetzung mit Einschränkungen, Behinderungen, Sterben und Tod;

▲ oder bei der Erarbeitung von Kriterien für Nachrückerinnen. Die Frauen eines Wohnprojektes haben hier beispielsweise in der Supervision erarbeitet, „*welche Punkte wichtig sind, was wünschen wir und was können wir bieten, das haben wir herauskristallisiert.*“;

▲ und nicht zuletzt kommen Supervision oder Mediation dort sinnvoll zum Einsatz, wo Konflikte nicht mehr auflösbar erscheinen oder Gruppenprozesse festgefahren sind. So meinte auch eine Gesprächspartnerin: „*Wenn das nicht kommt, dann muss ich gehen, wir schaffen das sonst nicht miteinander.*“

Auch wenn es sich um selbstorganisierte gemeinschaftliche Wohnprojekte handelt, zeigt die Erfahrung, dass – neben der Supervision – entsprechende Weichenstellung, Unterstützung und Beratung durch Professionelle an vielen Punkten des Weges hilf-

reich sein können: Etwa wenn es um die Information geht, dass und wo es derartige neue Wohnformen (überhaupt) gibt; wenn es um Unterstützung bei der Gruppenfindung, Konzeptentwicklung oder Öffentlichkeitsarbeit geht; oder wenn Beratung bei finanziellen, rechtlichen oder baulichen Fragen erforderlich wird. Mitarbeitende in Wohnberatungsstellen oder sozialen Diensten, in der Altenhilfe oder in Frauenprojekten können als Multiplikatorinnen die Idee der Frauenwohnprojekte weitertragen und unterstützen. Letztlich wurde aus diesem Grunde auch das Buch geschrieben, auf dem dieser Artikel basiert (Gerngroß-Haas 2005).

Und noch eine weitere Vision: Der Verein Arche Nora e.V. hat die Idee entwickelt, dass sich interessierte Frauen, die an ihrer Wohnsituation (noch) nichts verändern wollen, im Rahmen von Stadtteilprojekten oder Selbsthilfegruppen zusammenschließen. Nach dem Prinzip der kurzen Wege können sie einen Kreis von Gleichgesinnten in der näheren Wohnumgebung kennen lernen, die Interesse an gegenseitiger Hilfe und hin und wieder gemeinsamer Freizeitgestaltung mitbringen (siehe auch www.archenora.de). Hier wäre zu überlegen, inwieweit es nicht eine Aufgabe für soziale Dienste sein könnte, dass eine Nachbarschaftsordinatorin versucht, im Wohnungsbestand zwischen interessierten Frauen derartige soziale Netze – als Vorstufe oder an Stelle von Frauenwohnprojekten – zu knüpfen. Das hieße, sich von dem breiten Spektrum der Frauenwohnprojekte inspirieren zu lassen und im weitesten Sinne von den Frauen und ihren alternativen Wohn- und Lebensmodellen zu lernen.

Literatur

- Gerngroß-Haas, Gabriele: Anders leben als gewohnt. Wenn verschiedene Frauen unter ein Dach ziehen. Königstein 2005
Henckmann, Antje: Aufbruch in ein gemeinsames Altern. Neue Wohnformen im Alter am Beispiel des Modellprojektes „Nachbarschaftlich leben für Frauen im Alter“. Hrsg.: Frau im Beruf im Evang.-Luth. Dekansbezirk München 1998
Osterland, Astrid: Nicht allein und nicht ins Heim – Alternative: Alten-WG. Hrsg.: Freie Altenarbeit Göttingen e.V.; Eva-Meurer-Stiftung. Paderborn 2000
Rebe, Sabine: Aktuelle Frauenwohnprojekte in Deutschland. Hrsg.: Niedersächsisches Innenministerium. Internet: www.niedersachsen.de/M/1.htm. 2002